

Daniela Otto

Wenn Helden weinen. Zur Ästhetik des männlichen Leidens beim Fußball.

Es wurde viel gelaufen, geschwitzt, geflucht und gejubelt bei der Euro 2012. Auf bewegende Momente folgten bewegte Emotionen, zarte Tränen kullerten männliche Wangen herab. Der Mythos vom Fußball als männlichstem Sport bröckelt, Geschlechtergrenzen verwischen wie nie zuvor. Wer die Faszinationskraft dieses Sportes verstehen will, der muss erkennen: Es geht nicht um die harte Schlacht, sondern um die Jagd nach dem großen Gefühl.

Und dann stand er da, Mario Balotelli, ein schwarzer Koloss, nach seinem zweiten Tor gegen Deutschland im Halbfinale der diesjährigen Fußball-Europameisterschaft. Er ruhte, während der Rest des Stadions vor Wut oder Begeisterung tobte. Es war eine Geste, die einmal mehr zeigt, wie sehr das moderne Fußballspiel an die Tradition antiker Gladiatorenkämpfe anknüpft. Dass der junge italienische Spieler sein Trikot auszog und dabei seinen blau gepflasterten Rücken entblößte, mag der Versuch gewesen sein, die Welt vor Ehrfurcht in die Knie zu zwingen. Adoniskörper ja, Hochachtung nein - im Netz kursierten schnell die unterschiedlichsten Bearbeitungen dieses Bildes. Balotelli als Balletttänzer im Tutu. Balotelli mit einem Kasten Bier in den Armen. Balotelli mit Presslufthammer. Das war dann wohl nichts. Trotzdem bleibt eine Frage: Wie archaisch ist Fußball? Was darf in diesem Sport ausgelebt werden, was sonst zu kurz kommt? Was macht die Bilder so stark, die in die Welt gesendet werden, die ein globales Massenpublikum in sich aufnimmt und nicht mehr vergisst? Welche Bedürfnisse werden hier befriedigt? Gewiss, seit Deutschland einen Bundestrainer hat, der in Strenesse-Anzügen eine gute Figur macht und in Nivea-Werbepots beweist, dass er nicht nur die Haare, sondern auch die Haut schön hat, seitdem die Frisuren der Spieler auf Pressekonferenzen genauso ein

Thema sind wie die Aufstellung der Mannschaft, ist klar, dass sich etwas verändert hat, etwas Neues entstanden ist. Es ist kein Zufall, dass mittlerweile auch viele Frauen dem Sport etwas abgewinnen können. Der mediale Raum, den der Fußball offeriert, ist längst zum sensiblen Probierfeld geworden. Schon länger lässt sich eine subtile Feminisierung dieses vermeintlich so maskulinen Sports beobachten. Archaik hat sich mit Ästhetik gemischt. Fußball ist zum Unisexsport geworden, bei dem, so paradox es klingen mag, auch die Geschlechtergrenzen verwischen. Der Mythos vom Fußball als männlichstem Sport überhaupt bröckelt gewaltig. Denn wenn dieses Spiel, bei dem zweiundzwanzig Mann einem kullernden Ball nachrennen, etwas zeigt, dann ist es die maskuline Sehnsucht, große Gefühle auszuleben und dazu zählen insbesondere Emotionen, die konventionell weiblich konnotiert sind. Wo sonst dürfen Männer so hemmungslos weinen? Wo sonst werden sie getröstet, von ihrem Trainer in den Arm genommen, liebevoll wieder aufgebaut? Wo sonst wird ihnen über den Kopf gestreichelt, wo sonst umarmen sich Männer im Kollektiv? Wo sonst dürfen Männer am Boden liegen bleiben, wenn sie fallen?

Zweifelsohne, sie alle waren ausgezogen, um zu siegen, haben sich wagemutig auf Heldenreise begeben. Manche wurden vom einfachen Spieler zum Kämpfer und vom Kämpfer zum Heros, der in die Fußballlegenden eingeht. Andere enttäuschten und wurden von ihrem Thron gestürzt. Doch niemals trugen diese postmodernen Streitkräfte eine unverwundbare Drachenhaut. Sie interpretierten den Heldenmythos neu und stellten ein neues Leitbild vor: An die Stelle des unantastbaren Siegers trat der fühlende Mann. Und so wirkte die Euro 2012 wie ein bunter Karneval der männlichen Emotion. Die sensiblen Befindlichkeiten der Spieler rückten in den Vordergrund, wurden fast wichtiger als die körperlichen Leistungen. Spielen sie noch, oder fühlen sie schon?, schien eine der fundamentalen Fragen dieses Fußballsommers gewesen zu sein. Bastian Schweinsteiger und Mario Gomez pendelten sich irgendwo zwischen Melancholie und Unsicherheit ein, Manuel Neuer schien mit seiner Ruhe dem Zustand der Erleuchtung schon näherzukommen. Und doch, am Ende wurde klar, dass man mit Fühlen kein Spiel gewinnen kann. Hat man trotzdem etwas daraus gelernt?

Der neue Fokus auf die sensible, weiche Emotion ist durchaus begrüßenswert und sicher notwendig. Abzulehnen ist jedoch die grundlegende Doppelmoral, die damit einhergeht. In einem Sport, in dem es offiziell keinen homosexuellen Fußballer gibt, in dem das Männliche dermaßen penetrant kultiviert und eingefordert wird, gleichzeitig aber geweint, gestylt, gefühlt und gekuschelt wird, besteht massiver Nachholbedarf in Sachen Gender-Crossing. Mit David Beckham zog das Metrosexuelle nicht nur in den Sport, sondern die ganze Modewelt ein. ‚Ein bisschen schwul‘ zu sein war dank des Engländers plötzlich en vogue. Maniküre und Pediküre, Haargel und rasierte Achseln gehören zum ästhetischen Pflichtprogramm dieses Männertypus, der zwar eindeutig heterosexuell, aber trotzdem schön und gepflegt sein will. Cristiano Ronaldo, einer der unangefochtenen Weltklassemannschaften, tritt voller Verve in die Fußstapfen Beckhams. Seine Frisur sitzt genauso wie seine cowboyeske Freistoßpose – die Vehemenz, mit der sich Kommentatoren und selbstverständlich all jene Zuschauer, die sich als eindeutig männlich betrachten, von Ronaldos selbstverliebter Inszenierung distanzieren, überrascht. Ist das nun Abschätzung, Neid oder eine Abwehrreaktion? Im Fußball werden viele Bedürfnisse gereizt und befriedigt. Latente homosexuelle Neigungen eingeschlossen.

Es geht im Fußball nicht um die harte Schlacht, sondern das große Gefühl. Wie begrüßenswert, dass Männer wenigstens im Sport Emotionen zeigen dürfen. Wie bedauerlich, dass es, zumindest in dieser Intensität, nur dort geschieht. Man darf gespannt sein auf die nächste Weltmeisterschaft 2014 in Brasilien. In zwei Jahren staut sich so allerhand an.